

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 57 (1970)
Heft: 3: Universitätsplanung in der Schweiz

Artikel: Projekt ETH-L in Dorigny - Diskussion
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-82170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Projekt ETH-L in Dorigny – Diskussion

Dem Projekt Foretay 1968 (Seite 158) wird vorgeworfen: Es fehlt die Grundidee, es fehlt das Maß, es fehlt die Einfügung in die Umgebung ... Trifft das zu?

Lettre de la commission d'experts concernant le plan directeur de l'Ecole Polytechnique Fédérale de Lausanne

Président: J. M. Ellenberger; membres: C. Brunner, F. Hallauer, S. J. van Embden, R. Tami; P. Immer, secrétaire

... «Tout d'abord et malgré la rigueur du système proposé, l'ensemble du projet suscite un sentiment de démesure caractérisée par l'absence d'intention directrice, d'échelle et d'intégration au site. Il donne l'impression d'une immense trame, dans laquelle on a découpé un élément selon le hasard de la forme de la parcelle. Cet élément n'a pas été conçu selon le lieu, dont le caractère et la modénature n'ont pas été respectés. Il semble qu'on ait créé un ensemble en toute gratuité, adaptable à un terrain plat, quel qu'il soit. Cette incertitude d'intention n'est compensée en aucune manière par la proposition d'éléments de circulation rigoureux est-ouest qui semblent n'avoir ni commencement ni fin. Les circulations transversales, plus incertaines encore, rendent difficiles le cheminement des usagers.

La répétition additive de la trame prend un aspect obsessionnel ne permettant pas la création d'un ensemble architectural marqué par une solide épine dorsale, de justes points de rencontre et une orientation claire à l'intérieur de la cité universitaire.

Les auteurs du projet, en développant scientifiquement leur schéma de grille, se sont volontairement enfermés dans un système qui, selon les experts, n'est pas abouti. Nous entendons par là qu'une idée d'un plus grand commun diviseur, tel qu'il est proposé, ne répond pas, hélas, à sa fonction, puisqu'il ne s'applique pas à tous les éléments du problème. En revanche, il conduit à des propositions difficilement acceptables, telles que celles permettant, dans l'avenir, de remplir les cours formées par les mailles de la grille par des locaux annexes, tels que halles ou laboratoires.

L'unification prétendue du système, au lieu d'ouvrir un grand champ de possibilités à l'expansion des bâtiments, conduit, au contraire, à une contrainte à laquelle tendront à échapper tous les éléments ne trouvant pas leur échelle définitive dans le rare choix qui leur est offert. Nous en voulons pour preuve les exemples donnés par la proposition des bâtiments de la première étape, qui laisse apparaître une révolte contre les intentions des auteurs: halle du génie chimique qui dépasse le gabarit des hauteurs, couloirs étroits entre les locaux du «traitement des eaux» et la halle des «essais hydrauliques», présence de locaux le long de l'axe est-ouest, enlevant à certains corps de bâtiments leur caractère de rotule de circulation.

Nous considérons donc que l'accent donné au principe architectural proposé nuit au caractère architectural de l'ensemble. Celui-ci est, en quelque sorte, deshumanisé, et sa conception ne sied pas à une réunion d'étudiants qui vont occuper ces lieux (isolés déjà de la vie urbaine normale), durant une période importante de leur vie. L'ambiance et l'échelle des bâtiments universitaires doivent favoriser le développement de l'identité personnelle des jeunes, au lieu de la menacer.» ...

Die Planung der Hochschule Lausanne-Dorigny als Beispiel für die Handhabung von Kriterien der Planung und Kritik

von A. Schaerer und U. Pfammatter

Schweizer Architektur zeichnet sich aus durch große Sorgfalt in der Behandlung von Momentan- und Einzelproblemen. Dies hat bis anhin zur Bewältigung der anfallenden Probleme genügt und macht auch verständlich, daß dementsprechend die Ausbildung von Architekten vorwiegend im selben Sinne geprägt ist. Da unsere Umweltprobleme aber nicht als Einzel-, sondern nur als Strukturierungsprobleme innerhalb weiterer Zusammenhänge aufgefaßt werden können und auch immer mehr als solche erkannt werden, übersteigen sie schließlich bei weitem das gewohnte Maß der Komplexität. Dies sind sowohl Gründe für die relativ rasche Zunahme der Aktualität von Planung als auch für den Strukturwandel im Lehrprogramm von Architektur fakultäten. Zurzeit befinden wir uns in einer Phase des Umbruchs, entstanden aus der teilweise eingesehenen Notwendigkeit, Planungsziele und Planungsprämissen neu zu definieren.

Dieser Umbruch wurde von verschiedenen Parteien verschieden rasch vollzogen, entsprechend den Voraussetzungen. Die Folge sind gravierende Verständigungsprobleme; divergierende Auffassungen bezüglich Kriterien für Planung und Kritik führen zwingend zu Uneinigkeit. Wenn nicht dieselbe Sprache gesprochen wird, versteht man sich nicht; sollen nun zum Verständnis der anderen (sachverbundenen) Sprache gemeinsame Nenner gefunden, oder soll ein Über-

setzer zu Hilfe gezogen werden, oder soll vielleicht die andere Sprache gelernt werden?

Markante Beispiele für die Kalamität nicht-koordinierter Begriffe bei der Behandlung komplexer Probleme liefern Hochschulplanungen: beispielsweise die Diskussionen um die Wettbewerbsjurierung der Universität Strickhof-Zürich (vgl. hierzu Jurybericht und *werk*-Chronik in *werk* Nr. 10/1966, S. 233*–240*) und aus neuester Zeit die Kontroverse um die geplante Erweiterung der ETH Lausanne in Dorigny. Die nachfolgenden Ausführungen stellen einen Versuch dar, Grundlagen aufzuspüren, um in konzilianter Absicht zu einer gegenseitigen Verständigung beizutragen.

Da der Begriff der «Planung» sehr unklar geworden ist, sollen hier die divergierenden Auffassungen dargestellt werden.

Sowohl die Jurierung des Wettbewerbs für die Universität Strickhof-Zürich als auch die Kritik am Richtplan der Hochschulerweiterung Dorigny-Lausanne sagen aus, daß die Planung auch einer Hochschule in erster Linie ein erscheinungsmäßiges Problem (nämlich der Formordnung im Gelände) sei, wobei die Organisation der Funktionen innerhalb festgelegter Grundformen, eventuell zeitlich variierend, abzuwickeln sei – abstrakt formuliert: Planung als Ordnung von virtuellen räumlichen Elementen, die durch den Bau materialisiert werden. Diese Betonung der erscheinungsmäßigen Fixierung stammt aus der Erkenntnis, daß in einem gegebenen, neutralen Raum grundsätzlich eine Vielzahl von Nutzungsmöglichkeiten besteht: die angebotene, gebaute Grundform wird spezifisch interpretiert und wird dadurch zur spezifisch gewählten Form – «Momentan- und Einzelproblem».

ETH Dorigny

Demgegenüber sehen beispielsweise die Autoren der ETH Dorigny in der Planung primär ein Organisationsproblem, welches mittels aus dem Wesen der Aufgabe entwickelten, die Beziehungsstruktur regelnden Denkschemen zu lösen sei, wo die äußere Form also nicht a priori fixiert ist; innerhalb der vom Denkschema festgelegten Grenzen sollen sich, gemäß gewissen «Spielregeln», die noch unbekannten Anforderungen der Zukunft abspielen können; oder, abstrakt formuliert: Planung als Ordnung von virtuellen Möglichkeiten, die durch den materiellen Bau realisiert werden. Diese Betonung der wesensmäßigen Fixierung zum Beispiel des Problems der Hochschulplanung stammt aus der Haltung «Strukturierungsproblem» und der Erkenntnis, daß es nicht nur den Raum gibt, sondern auch seine Beziehungen zu anderen Räumen: die an-

gebotenen Möglichkeiten an Räumen und Beziehungen werden spezifisch interpretiert, wobei sich dadurch eine spezifisch ausgewählte und vielleicht – im obigen Sinne der gebauten, angebotenen Grundform – zusätzlich veränderbare Möglichkeit ergibt.

Unterschiede, Gemeinsamkeiten

Der grundsätzliche Unterschied zwischen diesen beiden Auffassungen besteht darin, daß die erste, die erscheinungsmäßig fixierende, potentiell in der zweiten, der wesensmäßig fixierenden, enthalten ist, aber nicht umgekehrt: Aspekte reiner Formerscheinung lassen sich nämlich innerhalb eines vorgegebenen Organisationsprinzips ebenso gut wie innerhalb einer Gesamtformvorstellung gestalten; wesensmäßige Veränderung in einer fixierten Formkonstellation ist aber ökonomisch nur erschwert durchführbar.

Mängel der erscheinungsmäßig fixierenden Auffassung

Es scheint, daß nicht alle Aspekte der komplexen Problematik «Hochschule» beachtet worden sind: beispielsweise wurden Planungsgrundlagen in ihrer Bedeutung falsch ausgelegt. Einmal richtige Formulierungen und Forderungen gewisser Probleme können nach kurzer Zeit unvollständig oder nur noch teilweise relevant sein. Dies bedeutet, daß Lösungsvorschläge keinesfalls geprägt sein dürfen durch ein solides Denken in «guten Formen», was die Rolle des Architekten auf das Errichten von «ewig Gültigem» beschränken würde. Ein solches Verhalten wäre nur unter statischen Umweltsbedingungen möglich. Oder hätten sich etwa die Architekten Semper und Gull vorstellen können, daß sich einst ihre schönen Kirschbaumbestanden Lichthöfe des Poly Zürich mit Auditorien füllen würden?

Charakteristika der wesensmäßig fixierenden Auffassung

Dennoch bedeutet die Existenz und Zugänglichkeit dieser Lichthöfe eine zwar bescheidene, aber zufällig vorhandene Flexibilitätsspanne, die dankbar ausgenutzt wird. Dies ist ein Fall unbewußter Planung. Weitere Beispiele liefern das alte Kornhaus in Baden und die zähringische Altstadt Bern: die Grundformen, die sicher nicht bewußt für unsere heutigen Nutzungen geplant wurden, haben ihre Aktualität dadurch erhalten, daß sie wenig spezialisierte, einfach verbindbare und deshalb vielfältig benutzbare Grundanordnungen anbieten. Die Lösung späterer, veränderter Probleme und Bedürfnisse wird also durch eine sinnvolle Vorstrukturierung erleichtert oder überhaupt erst ermöglicht. Es liegt nahe, aus solchen Beispielen bewußt Entwurfskriterien abzuleiten. Die Hochschulplanung Dorigny scheint auf solchen Prinzipien aufgebaut zu sein. Weitere Beispiele für dieses Verhalten lieferten die Projekte Nr. 16, 36 und 81 des Wettbewerbs für die Universität Strickhof-Zürich.

Die beiden Auffassungen wurden hier bewußt als kraß divergierende «Lager» geschildert, um ihre Unterschiede zu verdeutlichen. Es gibt jedoch bei beiden Auffassungen Gemeinsamkeiten prinzipieller Natur:

- 1 Vorhandensein eines zielgerichteten Willens zur Ordnung der teilweise bekannten Zukunft;
- 2 Analyse der Gegenwart und deren Tendenzen;
- 3 Überlagerung der Resultate der Analyse mit den Zielvorstellungen;

4 Umformung dieser Überlagerung in kommunizierbare, zwingende Richtlinien, welche einen sinnvollen Bereich von Freiheitsgraden für die spätere Auslegung definieren.

Betrachten wir die einzelnen Punkte etwas genauer, denn sie unterscheiden sich wesentlich in der Anwendung:

Bezüglich Punkt 1 besteht große Unklarheit: die Relevanzen einzelner Probleme werden weder durch ein nationales Leitbild noch durch diskutierende Parteien geordnet. Die Analyse (Punkt 2) ist mangels Kriterien von Punkt 1 her determiniert durch die Interessengruppen, die den Auftrag geben, und die Interessen der damit Beauftragten. Damit sei gesagt, daß Analysen a priori als subjektiv zu betrachten sind, was andererseits aber nicht heißt, daß sie innerhalb ihrer Prämissen falsch seien. Zu erwähnen ist weiter eine Modeerscheinung szientistischer Prägung: Entscheide zu fällen, die *danach* mit Hilfe einer «Analyse» legitimiert werden.

Die Punkte 3 und 4 sind weniger kritische, dafür mehr handwerkliche Probleme, für deren sorgfältige Handhabung in der Schweiz relativ hohe Gewähr besteht.

Planung und Erscheinung

Wille zur Ordnung

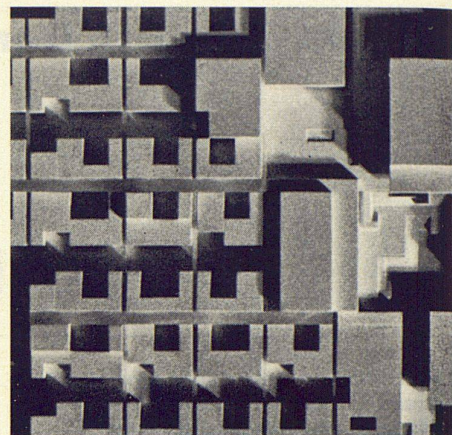
Die Komplexität der Aufgabenstellung nimmt stark zu. Dies ist belegbar durch die Tatsache, daß die Zustandswerte menschlichen Daseins sich zunehmend rascher verändern; weiter wird die menschliche Tuchfühlung durch erhöhte Kommunikationsdichte laufend enger: jedes Ereignis ist Auslöser für viele andere, was die Komplexität des «Einzelproblems» stark erhöht – erstens zwingen die erwähnten Aspekte der durch das Ereignis veränderten Realität zu erhöhter Verantwortung beim Erstellen von willkürlichen Ordnungen und zweitens führt dieser Aspekt zur Vermutung, daß sich die Denksysteme wandeln müssen, um den erhöhten Datenanfall bewältigen zu können.

Niemand (außer Anarchisten) scheint zu bezweifeln, daß eine Ordnung im Lebenslauf einer Gemeinschaft und Gesellschaft notwendig ist, um diesen Lebenslauf überhaupt zu gewährleisten. Es ist jedoch weder eindeutig klar, wer diese Ordnung festlegen soll, noch wie diese Ordnung sein soll, noch wer sie wie kontrollieren soll. Da eine solche Ordnung für eine beteiligte und betroffene Gemeinschaft gedacht ist, soll sie unserer Meinung nach deren gemeinsamer Wille spiegeln, indem sie durch eine gemeinsame Anstrengung ihrer Mitglieder und Institutionen entsteht.

Ein Beispiel dafür liefert die Stadt Baden, für deren Planung sich jeder Bürger verantwortlich fühlt (vgl. hierzu S. 192 ff. in «Stadtbaupolitik» Nr. 23, 1969).

Strukturwandel der Denksysteme

«Bauen» ist eine traditionelle, pragmatisch-unwissenschaftliche Sache, und viele Architekten sind stolz darauf. Die Forderung nach Umdenken berechtigt jedoch nicht zu jenen unkritisch übernommenen Betrachtungsweisen der quantitativen und qualitativen Methoden und Resultate der Naturwissenschaften – eine Verhaltensweise, die bei beeindruckten Architekten oft auffällt. Solches Naschen darf nicht ein Ziel sein, denn die Planung befaßt sich mit der Ganzheit mensch-

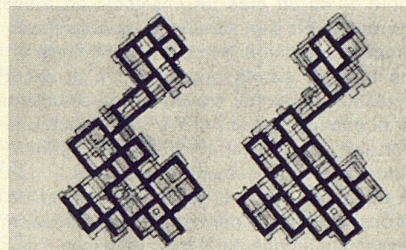


1

1

Zwei divergierende Auffassungen des Problems der Hochschulplanung: eine erscheinungsmäßige ...

Die gute und zeitlose Form; die Elemente, scheinbar verbunden, stehen funktional isoliert und verändern sich nicht mehr. (Projekt 42, 2. Preis, Schilling, Zürich; Wettbewerb Uni Strickhof-Zürich.) Aus Werkchronik, werk 10/1966, S. 239*

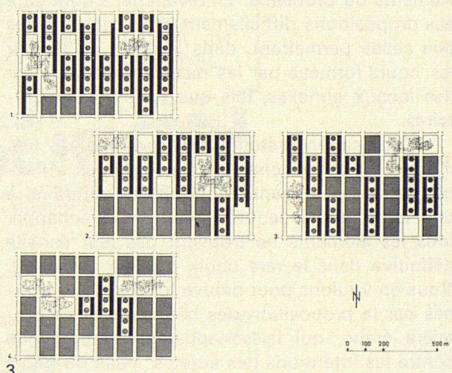


2

2

... und eine wesensmäßige Auffassung ...

Variable Form; der Architekt erfindet das Netz der potentiellen Möglichkeiten. Die Form kann variieren. (Projekt 16, nicht prämiert; Wettbewerb Uni Strickhof-Zürich.) Aus Werkchronik, werk 10/1966, S. 239*



3

3

... der Planung als Ordnung von virtuellen Möglichkeiten

Zwischenbericht des Planungsbüros der EPUL, Lausanne, 1967: «Possibilité de composition», S. 72

lichen Daseins, was die Entwicklung sachbezogener, leistungsfähiger, kommunizierbarer Denkweisen in der Architektur erfordert. Intuition als einzige schöpferische Denkmethode ist allein nicht mehr funktionsfähig, denn das dazu zu überblickende Kenntnis- und Erkenntnisfeld ist über den Horizont hinausgewachsen, wodurch den Verblüfften nichts anderes übrigbleibt, als sich mittels einer Hilfgedankenkonstruktion eine Brücke zur Erkenntnis zu schlagen.

Die Suche nach den Methoden des Vorgehens auf unserem Gebiet ist ein philosophisches Ansinnen; Anwendungsvarianten davon sind beispielsweise wissenschaftliche Methoden und Sprachen, deren Grundlage die Analysen bilden, die rigoros und nach logischen Prinzipien, mit Elementen linearen Ablaufs, ein kleines, abgegrenztes Gebiet systematisch absuchen. Damit ist unwillkürlich der Schritt zur Spezialisierung getan.

Eine Ganzheit wissenschaftlich und doch im Überblick zu erfassen stellt zwei Hauptprobleme: erstens müssen alle Teile der Ganzheit erfaßt werden: ein phänomenologisch-methodischer Grundsatz;

zweitens müssen alle Resultate kommunizierbar sein: dadurch entstehen die formalisierten, wissenschaftlichen Sprachen und Modellvorstellungen.

Es existieren in der Architektur bereits Ansätze zu analogen, kommunizierbaren Methoden: – Eine erste Variante bildet eine sinnvolle Systemanalyse theoretischer Natur, mitteilbar in verständlichen Kategorien. Diese Betrachtungsweise beschränkt sich vorderhand noch auf Untersuchungen an isolierten, komplexen Systemen, zeigt dort aber konkrete Möglichkeiten.

Als Beispiel dient die Hochschulplanung Dorigny (1968), die wir später erläutern werden.

– Eine zweite Möglichkeit ist die Integration einer Umschau, wie sie beispielsweise von Chr. Norberg-Schulz unternommen wurde.

– Eine dritte mögliche Sprache ist die Utopie, «Architectural Science Fiction». Diese hat durch ihre explizite Gestalt einen hohen populär und visuell kommunizierbaren Gehalt: dies bedeutet einen großen Informationsvorteil gegenüber einer verbalen Diskussion oder einer Diskussion in Formeln.

– Weiterhin besteht auch die Möglichkeit, auf die Umweltprobleme überhaupt nicht oder nur andeutungsweise zu reagieren, was sehr verbreitet ist.

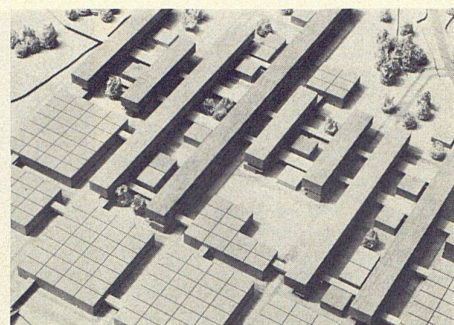
Erstaunlicherweise wird an den Schweizer Hochschulen immer noch vorwiegend «Bauen» gelehrt, und die Diskussionen um Problemzusammenhänge werden außerdisziplinär wohlwollend geduldet. Somit bleiben diese Phänomene weiterhin eventuell interessierten Pionieren überlassen.

Pardon, konkret

Nun zeigen aber die aktuellen Diskussionen um die Universität Strickhof-Zürich und um die Hochschulerweiterung Dorigny-Lausanne, daß Fortschritte in dieser Richtung wünschbar wären.

Ein gutes Erläuterungsbeispiel für asymmetrische Verhältnisse infolge divergierender Auffassungen grundlegender Begriffe bilden die Diskussionen um den Richtplan Dorigny. Nachteile unkoordinierter Kriterien machten sich hier sehr stark bemerkbar, was wir an einem beliebig herausgegriffenen, aber speziell kritisierten Punkt zeigen möchten.

Die vergangene Entwicklung mit den gegenwärtigen Auswirkungen und Problemen und damit zusammenhängend die zukünftigen Entwicklungstendenzen der Hochschule Lausanne sind von einem durch diese Schule selbst bestellten Team von innen her genau analysiert worden (vgl. dazu Zwischenberichte 1967 und 1968). Die Expertenkommission, die von der Direktion



4

4

Ein solches Modell wird kritisiert als kubischer Richtplan, obwohl es nur als Katalysator verwendet wurde, um Grundgesetzmäßigkeiten abzuleiten, zwecks Herstellung eines Richtplanes ...

Zwischenbericht des Planungsbüros der EPUL, Lausanne, 1967: «Les éléments du système», S. 62

5

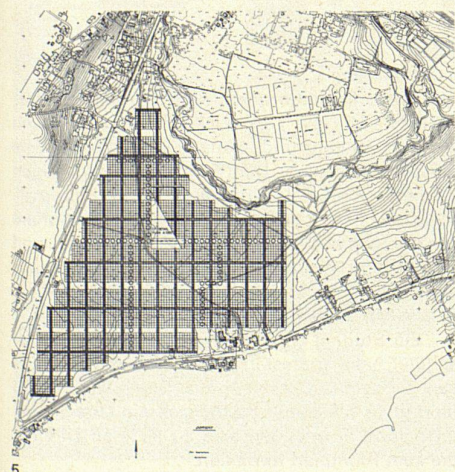
... an dem wiederum kritisiert wird, daß er keinen Rückgrat besitze mit richtig gesetzten Treffpunkten und einer klaren Orientierungsstruktur ... Ist dies die Terminologie eines Richtplanes?

Zwischenbericht des Planungsbüros der EPUL, Lausanne, 1968: «Plan directeur; directives générales d'aménagement», S. A 1352

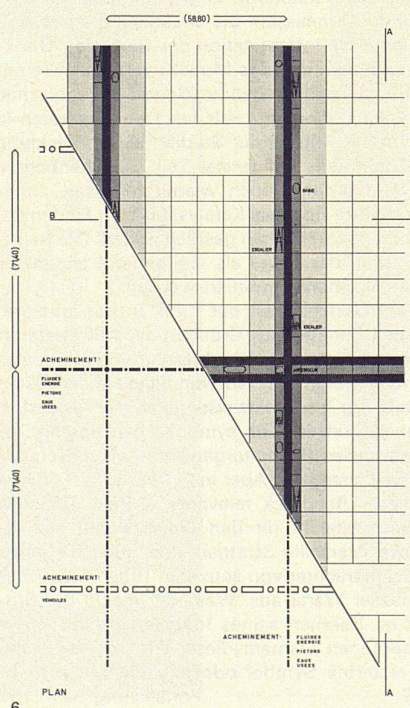
6, 6a, 6b

Die Sprache eines Richtplanes

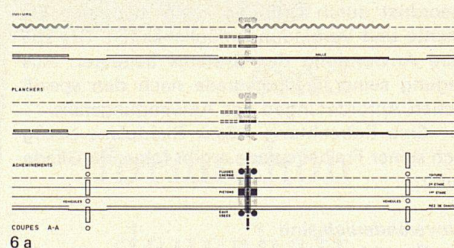
Zwischenbericht des Planungsbüros der EPUL, Lausanne, 1968: «Plan directeur; directives générales d'aménagement», S. A 1350



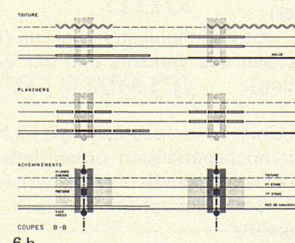
5



6



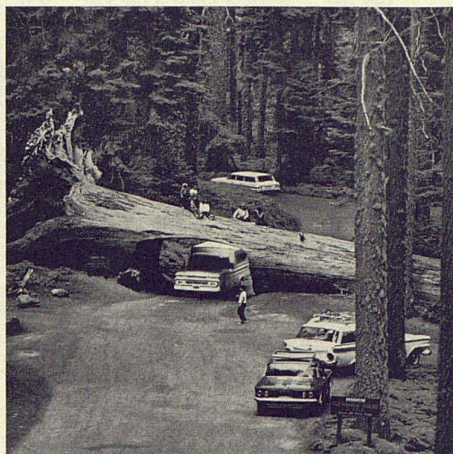
6 a



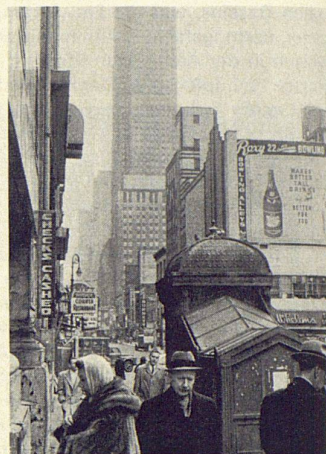
6 b



7



8



9

der Eidgenössischen Bauten beauftragt wurde, den erwähnten Richtplan zu beurteilen, führte in ihrem Bericht vom 12. März 1969, auf Seite 5 aus:

«La répétition additive de la trame prend un aspect obsessionnel ne permettant pas la création d'un ensemble architectural marqué par une solide épine dorsale, de justes points de rencontre et une orientation claire à l'intérieur de la cité universitaire.»

Die Planungsgruppe an der EPUL unter Prof. Foretay entgegnete auf Seite 27 ihre Stellungnahme dazu:

«A quels besoins répondrait cette épine dorsale? A créer, si nous comprenons bien, 'de justes points de rencontre'. En quoi consistent-ils, et en quoi seraient-ils 'justes'? La commission ne s'explique pas sur ce point.»

Widmen wir uns dem Anlaß der Diskussion, dem Richtplan, und begreifen wir ihn aus seiner Entstehung heraus: aus Prognosen, unter Berücksichtigung von Unbekannten in Toleranzwerten, werden die strukturellen Grundgegebenheiten systematisiert und zu Kriterien für das zukünftige System verarbeitet, auf Grund deren dann die Spielregeln des Denksystems (= Richtplan) an sich entstehen. Das Unbekannte wird geordnet durch Ordnung seiner neutralen Elemente und Verbindungsmöglichkeiten. Die spätere Anwendung des Systems bedeutet: Auslegung seiner Freiheitsgrade nach den spezifischen Anforderungen des Anwendungsfalls.

Eine Betrachtung dieses Richtplans bezüglich seiner Freiheitsgrade ergibt folgende Gliederung:

Unveränderlich sind:

- Zweckbestimmung Hochschule
- Ausbau bis maximal 6000 Studenten, 291 000 m²;
- die Grundeinheiten (Größe der Achsenfelder);
- die Kommunikationsachsen (Lage der Hauptachsen des Verkehrs und der Ver- und Entsorgung).

In Grenzen veränderlich: (gilt für Normalgebäude; für hochspezialisiert organisierte Gebäude sind die Freiheitsgrade noch höher):

- Gesamtkomposition (nach den Strukturregeln);

- Verteilung der Funktionen (zentrale Funktionen, Fakultäten);
- Ausbaugrad innerhalb der Achsenfelder;
- Art und Führung des internen Verkehrsnetzes;
- die Anschlußpunkte ans Ver- und Entsorgungsnetz;
- Flächenentwicklung (nach der Strukturnorm 8,40×8,40 m);
- Höhenentwicklung (nach den empfohlenen Normalkoten).

Frei sind:

- Bauweise;
- Materialwahl und Konstruktion;
- spezifischer Inhalt der Gebäude;
- Gebäudeausdruck.

Wie erwähnt, wurde kritisiert, daß die Möglichkeit zur Bildung eines Rückgrats, von richtig gesetzten Treffpunkten und einer klaren Orientierungsstruktur nicht bestehe. Schon die Freiheitsgrade beweisen das Gegenteil. Die Ursache für das Mißverständnis liegt darin, daß die kritisierende Kommission die Darstellung eines Beispiels für die Interpretation des Richtplan-Denkinstrumentariums (das Modell) verwechselte mit dem ihr viel näherliegenden Begriff des kubischen Richtplans; Elemente solchen Denkens traten in der Tat am Anfang der Studien zur Entwicklung des Richtplans auf (erster Teil Zwischenbericht 1967), wurden jedoch wieder verlassen, nachdem sie ihre Rolle als Katalysator zum Finden der Grundgesetzmäßigkeiten gespielt hatten. Der Richtplan ist in der Folge als weitgehend abstraktes Denkinstrument formuliert worden.

Die Unrichtigkeit der Kritik in den obengenannten Punkten aus Gründen des Mißverständnisses wird zusätzlich aufgezeigt von viel allgemeinerer Seite: Die Notwendigkeit einer Rückgratbildung beispielsweise leitet sich aus dem tiefen Bedürfnis nach symbolisch-hierarchischer Ordnung des Gesamtorganismus «Hochschule» ab (Faschismus?). Aber man fragt sich: Für wen ist dieser Ausdruck relevant? – Rein äußerlich einmal vielleicht für den Linienpiloten auf der Strecke Marseille-Stuttgart und auch für einen Modellbetrachter von souverän (über-) menschlich hoher Warte aus. Was aber macht der Student im Rahmen seines Innenlebens mit einem angebotenen Element dieser Art? Ist es für ihn das erstrebte Symbol oder nur einfach vorhanden?

Fortsetzung Seite 197

7

«Rückgrat»:

Er dürfte für die EPFL-Studenten wohl ebenso wenig aktuell sein wie für die Bewohner der Medina in Dakar die sterile, wenig lebensfähige «urban renewal»-Version ihres Zuhauses (unten im Bild in der lebendig-ursprünglichen Form). Auch dies ein Beispiel für die Ausführung eines Richtplans im erscheinungsmäßigen Sinne, der das Wesensmäßige nur unvollständig berücksichtigt: gut gemeint, aber falsch verstanden, durch Vorurteile überbestimmt und damit des ursprünglichen Sinns (einer echten Verbesserung der Situation) beraubt.

Wer etwas tiefgreifend ordnen will, muß es entsprechend gut kennen; verständnislose Befehle erzeugen kleinen Erfolg, aber große Spannungen

8

«Treffpunkt»:

Man trifft sich da, wo ein Interesse dazu besteht, wo man etwas bekommt oder wo «etwas los ist», wo der normale Lebensablauf durch etwas Besonderes würzbar wird. Ein Marronistand in der Winterkälte oder ein Baumstamm quer über die Straße ist mehr richtiger Anlaß dazu als ein vielleicht imponierender, aber nicht überzeugender (weil inhaltloser) äußerer Rahmen

9

«Orientierung»:

Der Ortsunkundige orientiert sich (hier im Straßenbild von New York) vielleicht an dem hohen Turm im Hintergrund, wenn er sich über größere Strecken verschiebt. Dem Einheimischen genügen kleinere Merkmale innerhalb seiner normal-menschlichen Reichweite und Interessensphäre (in der Dimension etwa eines Steinwurfs, und vorwiegend horizontal geradeaus): das komische Häuschen im Vordergrund ist ihm viel bedeutsamer als ein Wolkenkratzer.

Ein Student ist vier Jahre lang an der Hochschule; nach spätestens zwei Monaten kennt er sich für seinen Gebrauch aus. Somit ist er während etwa 1 % seiner Studienzzeit ein Ortsunkundiger, und er orientiert sich zu 99 % an Dingen, die kein Richtplan formuliert

Die Tatsache, daß gewisse Formen mit bindender Symbolkraft geladen sind, ist so alt wie die Menschheit selbst; die Bedeutung dieser Formen wandelt sich aber ständig mit den kulturellen Grundauffassungen, was dazu zwingt, die Anwendung von Symbolen stets in Frage zu stellen. Dazu muß man sie aus ihrer Entstehung begreifen. Susanne K. Langer (S. 121 ff.) formuliert unter anderem am Beispiel der Sprache als Symbolsystem die Genesis aus dem spielerischen Umgang mit Äußerungen, die nicht Träger einer natürlichen Mitteilung sein dürfen, aber emotionell interessant sind, indem zuerst Gefühle konnotativ in diese Gegenstände der äußeren Welt projiziert werden, was die Grundlage bildet zu einer gesellschaftlich denotativen Definition des Gegenstands, womit er zum Symbol wird. Man bemerke die starke Betonung des Elements der inneren Überzeugungskraft eines potentiellen Symbols; wer diesen Aspekt (durch Erfindenwollen von Symbolen) umgeht, riskiert sich lächerlich zu machen. Bezeichnenderweise wird in der neueren Erforschung der Semiotik der eher nebulose Begriff des Symbols weitgehend umgangen; statt dessen werden objektivierte, operative Aspekte des allgemeineren Begriffs «Zeichen» verwendet (zum Beispiel Charles Morris: («informative, valuate, incitive, systemic use of signs»)).

Die Frage nach den richtig gesetzten Treffpunkten ist ähnlich gelagert; wo das Bedürfnis, sich zu treffen, vorhanden ist, wird es sicher richtig geschehen, und wenn der Rahmen dazu noch so schäbig scheint. Und es gibt wohl nicht viel Deprimierenderes als jenen geplanten Treffpunkt, wo sich schließlich, weil er so deutlich hohl ist, niemand trifft. Damit ein Treffpunkt «richtig» wird, bedarf er einer Aktivierung, deren Verhinderung wohl kaum im in Frage gestellten Rastermaß des Richtplans liegen dürfte. Was aber an effektiv aktivierenden Elementen nicht aus freier Interpretation vielfältiger Möglichkeiten wächst, sondern an Spalierdrähten, verunmöglicht sich letztlich aus mangelnder Überzeugungskraft selbst. Etwas anders steht es um die Orientierungsstruktur. Sie wird gebildet durch die Ordnung der Wahrnehmung der vorhandenen baulichen Elemente. Es fragt sich aber, welche Schicht der Realität welche Relevanz hat, und insbesondere, inwiefern die Elemente des Richtplans schon relevante bauliche Elemente darstellen.

Sich orientieren heißt, mit allen fünf Sinnen die Umwelt wahrnehmen, die so empfangenen Signale deuten und in einen Zusammenhang bringen. Orientierung, oder der Vorgang des Sich-Zurechtfindens im Raum, folgt Gesetzen, die in der Gestaltpsychologie, Lernpsychologie und Kybernetik in gut belegter Weise formuliert sind; sie besagen, daß schon die Grundlage (Wahrnehmung) etwas höchst Subjektives ist, was beeinflusst wird durch die Intention, welche gebildet wird aus Absicht, Stimmung, Erwartung, Assoziationen, Erziehung, gemachte Erfahrungen usw. In jedem Falle wird aus dem Formenangebot nur der für den Einzelnen relevante Teil herausgelesen.

Ein Gegenstand wird nicht unmittelbar als Ganzes wahrgenommen, sondern nur mittelbar: in denjenigen Teilaspekten, die den Intentionen des einzelnen Wahrnehmenden entsprechen, also für ihn von Bedeutung sind. Wahrgenommen wird als Summe eine Situation, die den erwünschten Aspekt des Gegenstands als möglichen Bestandteil mit einbegreift. Nicht intendierte Aspekte

werden «anders» wahrgenommen oder verdrängt.

In einer Untersuchung über Wahrnehmung und Orientierung sind somit nur diejenigen Elemente interessant, welche beispielsweise für den Wahrnehmenden von Bedeutung sind. Ob die Gesamtformordnung einer Hochschule für den Benützer in dieser Beziehung viel hergibt, erscheint sehr fraglich, nachdem aus vielen anderen Untersuchungen hervorgeht, daß man sich nach scheinbar sekundären Zeichen orientiert, weil diese den viel bedeutsameren Alltagspragmatismus verkörpern. Da solche Zeichen im Richtplan für die Erweiterung in Dorigny gar nicht enthalten und somit nicht kritisierbar sind und andererseits in dieser Hinsicht durch den Richtplan nicht präjudiziert werden, wird die Kritik in diesem Punkt völlig gegenstandslos.

Konklusion

Verständlicherweise können nicht sämtliche Planungsinstanzen der Schweiz den durch solche Beispiele aufgezeigten gewaltigen Komplexitätsgrad selbst bewältigen. Wir schlagen deshalb vor, ein Institut auf nationaler Ebene zu schaffen, das sich mit dem Planungsgrundlagen-Problemfeld befaßt und die Resultate seiner Forschungen den interessierten Instanzen zur Verfügung stellt. Dieses Instrument der Planung wäre zugleich geeignet, die notwendige Hierarchie von Planungskriterien auf sachlicher Basis zu begründen, ohne selbst irgendwelche Planungsinteressen zu vertreten.

- I. M. Bocheński, «Zeitgenössische Denkmethode», Zürich/München 1954.
- Lucius Burckhardt, «Offener Brief an Max Frisch», *werk* 10/1966, S. 233* ff.
- Derselbe: «Hochschulplanung und Stadtplanung», in «Der Bund» vom 29. April 1968.
- Colin Cherry, «On human communication», MTT-Press.
- Martin Geiger, «Flexible Strukturen für wachsende Universitäten», *werk*-Chronik, *werk* 10/1966, S. 234* ff.
- Franz Heigel, «Kunst als Information – Information als Kunst», SWB-Kommentare 12 und 13, in *werk* 10/1969 und 12/1969.
- Susanne K. Langer, «Philosophie auf neuem Wege; das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst», Harvard 1942.
- Kevin Lynch, «Das Bild der Stadt», Berlin 1965.
- Charles Morris, «Signs, Language and Behavior» und «Signification and Significance», MIT-Press.
- Chr. Norberg-Schulz, «Logik der Baukunst», Berlin 1965.
- Zwischenberichte 1967 und 1968 des Bureau d'étude des aménagements de l'EPUL.
- Expertise der Untersuchungskommission, präsiert durch J. M. Ellenberger, vom 12. März 1969, zuhanden der Direktion der Eidgenössischen Bauten, Bern.
- Bureau d'étude des aménagements de l'EPUL, präsiert durch Prof. Foretay, «Prise de position sur le rapport du 12 mars 1969 de la commission d'experts, et analyse détaillée de ce rapport», vom 15. April 1969.

Planung und Planungsstand der Freien Universität Berlin

von Jörn-Peter Schmidt-Thomsen

Der Plan, eine Freie Universität Berlin zu gründen, entstand nicht unter dem Vorzeichen quantitativer Bedarfsdeckung oder mit der Zielsetzung einer intensivierten wissenschaftlichen Hochschularbeit. Den Anstoß dazu gab der Auszug zahlreicher Professoren und Studenten aus der Humboldt-Universität in Ostberlin 1948, der im Augenblick der endgültigen politischen Teilung der Stadt den Versuch darstellte, durch politisches Handeln die Universität als emanzipatorisches Element der Gesellschaft bewußt zu machen und sie als solches zu erhalten. Will man also überhaupt nach einem zwanzigjährigen Bestehen der Freien Universität von einer Tradition sprechen, so liegt sie zweifellos in der Gesellschaftsbezogenheit ihres Gründungsauftrags, auf den die kritische Unruhe der sich als revolutionär verstehenden Gruppen hier vielleicht mit größerem Recht als anderswo zu beziehen ist.

Aus dem Provisorium von 1948 mit 2200 Studenten ist inzwischen eine «verfestigte» Institution mit rund 15000 Studenten geworden, deren Flächenplanung bis heute von den ersten «provisorischen» Standortentscheidungen, deren Bauplanung wesentlich von den sich wandelnden inhaltlichen Vorstellungen vom gesellschaftlichen Gegenstand «Universität» beeinflusst wird.

Zunächst sprach zur Zeit der Gründung für den Standort im Villenviertel Dahlem die Verfügbarkeit einiger Bauten wissenschaftlicher Institute und die Möglichkeit, kurzfristig mehrere größere Privatvillen zur Behausung der neuen Universität aufkaufen zu können. Wiewohl für den Augenblick durch den vorhandenen U-Bahn-Anschluß eine hinreichend brauchbare Verkehrsverbindung zur City gegeben schien, war die Lage nicht mit den innerstädtischen Standorten der Humboldt-Universität und der Technischen Universität zu vergleichen. Dennoch drängte sich dieser Vergleich immer wieder dann auf, als im Laufe der fünfziger Jahre das öffentlich noch als Provisorium akzeptierte Gebilde durch zusätzliche, teils recht verstreute Einzelbauten wuchs und 1960 mit 10500 Studenten kaum noch eine Chance der Verlagerung aus dieser mehr oder minder isolierten Randlage gegeben war.

Die Kritik mit ihrer Furcht vor einer stadtfremden und öffentlichkeitsabgewandten Einrichtung und mit ihren nunmehr verspätet vorgebrachten Standortalternativen¹ im innerstädtischen Bereich mochte sich dabei zwar auf die offizielle Stimme des Wissenschaftsrats stützen, der sich in seinen Empfehlungen² für eine besonders sorgfältige Prüfung intensiver Bezüge in den außeruniversitären Bereich bei der Hochschulplanung ausgesprochen hatte, konnte jedoch die Standortfixierung der Ausbauplanung, wie sie anläßlich des Wettbewerbs im Jahre 1963 vorgestellt wurde, nicht mehr beeinflussen. Der